

Vom künstlerischen Schaffen

Autor(en): **Schmid, F.O.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **4 (1909-1910)**

Heft 22

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748183>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom künstlerischen Schaffen.

Von F. D. Schmid.



Reiche Erfahrungsschätze liegen in der Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts über das künstlerische Schaffen aufgespeichert, über das Wachsen und Werden jener Werke, aus denen der Menschheit die tausendfach zersplitterten und verworrenen Klänge des Daseins in harmonischer Einheit entgegentönen. Worte und Sätze, die dunkel und schwer daherrauschen und die dumpf klingen von mit heißer Stirn qualvoll durchwachten Nächten und zerreibenden Kämpfen des Geistes, und die wiederum leuchten wie Gold und Edelgestein, die ein schöner, schlanker Frauenarm in die Sonne hebt, Worte, in denen die Angst und Qual des Ausgestoßenen und Einsamen wie zu einem Schrei sich sammeln, und wiederum Worte, wie sie nur ein göttergleich über die Niederung des Alltäglichen hoch hinaus Gehobener aus dem Übermaße einer glückserfüllten Brust herauszujubeln vermag.

Von Lessing über die Weimarer Diosturen und die Nachklassiker hinweg, bis zum Journal des Goncourt, sowie den vielen Maler- und Musikerbekenntnissen haben wir Duzende von Dokumenten, die uns einen Einblick gewähren in die Werkstätte des künstlerisch Schaffenden, in jene ungeheuer fein organisierte, halb über, halb unter der Bewußtseinschwelle liegende Welt von Ahnungen, Visionen, nebelhaften Bildern und Träumen, aus denen dann jene Gebilde entstehen, die Millionen und Millionen zu jubelndem Entzücken emporzureißen vermögen. Aber immerhin sind diese Dokumente vereinzelt Bekenntnisse einzelner, sind aufzuckende Bliklichter, die in der Regel nur eine Seite einer bestimmten Sache beleuchten. Eine mehr oder weniger geschlossene Psychologie und Psychopathologie des geistigen Arbeiters fehlt bis heute noch. Das Beste, was ich in dieser Beziehung zu Gesicht bekam, ist die Sammlung von Essays, die der feinsinnige, 1906 verstorbene Wiener Schriftsteller J. J. David unter dem Titel: „Vom Schaffen“ vor einigen Jahren bei Eugen Diederichs in Jena herausgab. Mit einer seltenen Einfühlungskraft, mit einem Taftinn, der bis in die letzten Enden der Nervenfasern zu gehen scheint, weiß David die Tätigkeit des menschlichen Intellekts, die

unendlich feinen Reizungen der Gehirnrinde zu analysieren. Damit verbindet sich bei ihm eine eminente Kunst des Ausdruckes, die Fähigkeit, das innerlich Gefühlte und Erschaute in Worte zu kleiden. So wirkt denn dieses Buch wie ein Substrat alles dessen, was durch ein ganzes Leben hindurch im Inneren eines zum Schaffen Geborenen vorgeht.

An Hand dieses Buches und des weitem Materials möchte ich im folgenden versuchen, eine kurze Darstellung des künstlerischen Schaffens zu geben. Nicht um Kärrnerarbeit zu leisten, wo Könige gebaut haben. Denn, wer in diesen Dingen mitreden will, der kann es nicht, ohne zum guten Teile aus eigenen Erfahrungen zu schöpfen.

„Es sind ja schwere innere Hemmungen zu überwinden, will man hier mitsprechen“, sagt David. „Es wird im allgemeinen nur zu oft das Bestreben gerade des redlichen und gewissenhaften Künstlers sein, hinter dem Werke zu verschwinden, daran er eben dient und daran ihm vor der eigenen Persönlichkeit gelegen sein muß, solange es ihn beschäftigt. Bei Bekenntnissen aber, wie sie hier zum Teil niedergelegt sind, muß allenthalben und immer wieder der durchschimmern, der sie ablegt und Zutrauen in ihre Ehrlichkeit finden will. Da gilt es denn, Hüllen heben, die zu lüpfen man sich nicht leicht entschließt; die seelische Schamhaftigkeit niederkämpfen; den Schein einer Eitelkeit und Selbstgefälligkeit auf sich nehmen, just da man sich am fernsten von ihr weiß. Denn die Selbstbeobachtung, von der man hier nun einmal ausgehen muß, ehe man die so geschärften Augen an die Überprüfung anderer wendet, ist selten ein erfreuliches Werk. Wer könnte mit sich und mit der Entwicklung, die er genommen, so ganz zufrieden sein? Wer findet nicht bei solcher Schau just von den Keimen verdorrt, in sich, die ihm einmal die schönste Verheißung bedeuteten? Der Zuwachs ist meist geringer als der Verlust. Es ist weiterhin kaum möglich, Wiederholungen völlig zu vermeiden oder sie auch nur dann auszumerzen, wenn man ihrer gewahr worden ist. Es drängen sich dieselben Gedanken immer wieder und ganz unabweislich heran; nun variiert und in neuem Lichte, nun kaum und gewiß nicht wesentlich gewandelt. Eben darin, daß sie so nicht zu bannen, nicht anders zu fassen sind, liegt mit eine Gewähr für ihre Richtigkeit und Gewichtigkeit — freilich wiederum nur im relativen Sinne. Das kann nicht oft genug betont werden. Sie haben oftmals den Sinn von Landmarken. Der seinen Weg durch das Uferlose suchen muß, dem der Kompaß irre geworden und der Stundenweiser abgelaufen ist, der verzweifelt und ungewiß nach dem Stand der hohen und friedlichen Gestirne seinen Ort bestimmen und seinen Pfad nehmen soll, der ist glücklich, tauchen ihm vertraute Objekte wiederum auf und beweisen ihm, daß er sich nicht völlig im Weglosen, Unbegrenzten verloren hat, daß er sich Stätten nähert, da er sich heimisch weiß, so manche Fährlichkeit noch auf ihn

auch lauern möge. Er hat nun immerhin mehr als nur die Hoffnung, er hat die Zuversicht einer glücklichen Heimkehr.“

Dem innerlich in sich noch nicht völlig Gefestigten also, der das künstlerische Schaffen zu seinem Lebensberuf erwählte, dann aber vor allem auch dem gebildeten Laien sollen diese Betrachtungen dienen; sie sollen einen Einblick gewähren in die Werkstätte des Künstlers und zeigen, auf welche Weise und unter welchen bestimmenden Einflüssen ein echtes Kunstwerk zustande kommt. Vielleicht wird dadurch manch irrige Ansicht über Art und Weise der künstlerischen Produktion beiseitigt.

I.

Auch heute noch glaubt die Menschheit Vielzahl, daß der Künstler zur Produktion nichts Weiteres bedürfe, als jenes Geschenk, das ihm eine in ihrer Vorstellung gar holdselig ausschauende Fee bei seiner Geburt mit in die Wiege legte, glaubt, daß er, einmal herangewachsen, nur in seines Busens Schrein hineinzugreifen brauche, um mühelos, ja spielerisch, Schätze lautersten Goldes ans Licht zu fördern. Als einen Götterliebbling sehen sie ihn an, als einen von der Macht der Vorsehung über die vielzuvielen Hinausgehobenen und ahnen nicht, daß jene Fee ein Janusgesicht hat, daß neben dem holdseligsten Lächeln eine Teufelsfrage lauert und unter den rosigen Fingernägeln kleine spitze Krallen zum Vorschein kamen, bereit, sich dem in Herz und Hirn zu bohren, der zu sehr ihren Lockungen sich hingibt und die Grenzpfähle nicht beachtet, die vor dem Dunkel warnen, in dem mit grünlich schillernden Augen der Wahnsinn lauert und hinter ihm in düsterer Erhabenheit der Tod. Er hat Talent, heißt es von ihm, vielleicht sogar: er ist ein Genie! Was bedeutet denn aber eigentlich der Begriff Talent haben? Xenarius hat diese Frage seinerzeit schon sehr richtig beantwortet: Talent haben, heißt nicht mehr und nicht weniger als Ausdrucksvermögen haben. Durch Millionen von Seelen zittern die Strahlen der Liebe, in Millionen von Herzen sinkt das Gefühl bis zum Grund, wenn die Schauer des Unendlichen und Ewigen sie umwehen, alle Freuden und Leiden, alle Schmerzen und Seligkeiten, aller Glanz und alle Wonnen des Daseins erfüllen das Innere von Millionen, Millionen vermögen die Vielfältigkeit, Schönheit und Trauer der Welt in sich zu fassen, aber nur in wenigen formt dies alles sich zum lebendigen Ausdruck, wird es Musik, Farbe, stammelnder Laut der Sprache. Welchen fühlenden Menschen durchströmt nicht die lichtverklärte Unendlichkeit des nächtlichen Sternenhimmels, die Majestät der vom Blau des Himmels überstrahlten, silbernen Firne, wessen Seele beugt sich nicht erschauernd, wenn von den aufziehenden Strahlen der Sonne die Sphären zu klingen und singen anheben, und wer wiederum fühlte nicht die unendliche Schwermut, die

über dunkelnden Gewässern liegt, wenn die Einsamkeit mit schweren, nachtschattenden Schwingen müden Fluges über sie hinweg rauscht und verworrene mohngetränkte Träume aus den Zweigen der Bäume herausflüstern? Und doch vermögen nur die ihm Ausdruck zu verleihen, die dazu berufen sind. Nur ihnen gibt ein Gott zu sagen, wie sie fühlen, leiden und sich freuen. Sie allein vermögen die Tore aufzureißen, vor denen Tausende mit bebenden Herzen stehen, die Pforten zu öffnen, durch die in nie endender Fülle und uner schöpflicher Vielgestalt die Schönheit der Welt sichtbar wird. Das ist ihre Gabe, zu sagen, was alle andern vielleicht nicht weniger tief fühlen, aber nicht auszusprechen vermögen, das ist Talent. Aber wie etwas ausgedrückt wird, daran erst erkennen wir die Größe des Talentes. Form, Inhalt und seelisches Erfassen ergeben den Wertmesser für jene Tausende von Abstufungen, die von der leichten Breite des dilettierenden Kunstjägers hinauf zu der einsam ragenden Gipfelhöhe des Genies führen. „Gaben, wer hätte sie nicht, Talente, Spielzeug für Kinder; erst der Ernst macht den Mann, erst der Fleiß das Genie“, sagt Theodor Fontane, und wenn auch diese Wahrheit nicht ganz so apodiktisch aufzufassen ist, eine Wahrheit bleibt sie doch, der selbst eine so überragende Größe wie Goethe sich nicht ungestraft entziehen konnte. Aus nichts kommt nun einmal nichts, das ist unbestreitbar und es ist deshalb eine durchaus irri ge Auffassung, zu glauben, der Besitz von Talent weise mühelos die Wege, die in die stillen, heiligen Tempelräume wahrer Kunst führen. Wer in der Welt etwas erreichen will, der bringt dies nur auf Grund einer nie erlahmenden Arbeit an sich selbst, einer eisernen Selbstzucht und unerbittlichen Selbstkritik fertig.

Deshalb sind mit dem Talent unlöslich verknüpft, der Ernst zur Kunst, das Bestreben, seine Begabung nach Kräften zu vertiefen und auszubauen. Nicht vergessen darf der Schaffende, daß er immerfort ein werdender bleiben muß. Stillstand ist Rückschritt und Rückschritt ist Erstarrung und Tod. Einsaugen muß er die Welt mit allen Sinnen, das Lebendige und Tote, das Schöne und das Häßliche, an nichts darf er vorübergehen. Aus tausend verlorenen Strahlen, die durch seine Seele ziehen, springt wohl einmal ein Funke auf, in tausend Sandkörnern kann ein Same verborgen sein.

„Du meinst, alle Schulgelehrsamkeit der Welt vergrößere die praktische Mitgabe um kein Haar“, schreibt Hebbel. „Das ist wahr, aber daraus folgt noch nichts, was jene Schulgelehrsamkeit verächtlich oder auch nur entbehrlich machte. Das Ohr verstärkt das Auge nicht; doch um das Rätsel der Welt zu verstehen, müssen wir zugleich sehen und hören können; ein Organ (und wär' es auch das vollkommenste) reicht für die Unendlichkeit nicht aus. Dazu sind Schulgelehrsamkeit und Wissenschaft so verschiedene Dinge wie Metrik und Poesie. Es gibt noch

etwas, was über Wissenschaft und Kunst steht; das ist der Künstler selbst, der in sich die Menschheit in ihrer Gesamtkraft und ihrem Gesamtwillen und Streben repräsentieren soll. Daraus, daß der Dichter in einer Hinsicht mehr besitzt, folgt nicht, daß er in der anderen weniger besitzen dürfe; eher das Gegenteil. Thorwaldsen hat gewiß jahrelang Anatomie und Osteologie studiert, bevor er seinen Jason schuf und schaffen konnte; der Dichter, der die unendlich schwierige Aufgabe hat, die Seele in ihren flüchtigsten und zartesten Phasen zu fixieren, den Geist in jeglicher seiner oft bizarren Masken auf das Unvergängliche zu reduzieren und dies Unvergängliche (ich spreche vom Dramatiker, wie eben vorher vom Lyriker) plastisch als Charakter hinzustellen, darf in keinem Gebiet fremd sein, was zu Seele und Geist in irgend einem Bezug steht, denn nur, wenn er das Universum (wozu tausend Wege führen, deren jeder gewandelt sein will, weil jeder einzelne nur in einen einzelnen Punkt ausläuft) in sich aufgenommen hat, kann er es in seinen Schöpfungen wiedergeben. Das haben auch alle Hohenpriester der Kunst gefühlt. Goethe war eine Enzyklopädie, und Shakespeare ist eine Quelle der englischen Geschichte.“ (Brief Hebbels an Janinski.)

Die ruhige klare Schönheit des griechischen Altertums, wie die von Qualm, Ruß und dumpfem Elend erfüllte Häßlichkeit moderner Industriestädte, der weithin dröhnende Donner der Weltgeschichte, wie das leise, süße Lied einer Nachtigall in seliger Frühlingsnacht, das erste keusche Sichregen einer Kinderseele, wie die von Wollust, Taumel und Tod erfüllten wildgährenden Abgründe menschlicher Leidenschaften und Begierden, an nichts darf der Schaffende vorübergehen.

„Alle diese Eindrücke sinken unter. Da führen sie ihr verborgenes und wirksames Leben. Sie verwirren einander nicht, noch beschweren sie das Gedächtnis, in das Wilhelm Scherer zu begrenzt und wieder nicht ohne guten Grund das dichterische Vermögen setzt. Es trägt uns zu und es warnt wiederum vor dem, was schon dagewesen ist. Und so sichtet sich in wunderbarer Weise jener Humus nun leicht, nun tiefgründiger, auf dem einmal die eigenen Saaten üppig oder kümmerlich, je nach Anlagen und wohl auch nach der Gunst der Umstände, aufschließen sollen. Wie sich Humus bildet, weiß man: Gestein muß verwittern; organisches verwesen, damit er fruchtbar werde.“ (F. J. David.)

Nichts ist deshalb lächerlicher als jene Leute, die mit zwanzig Jahren schon berühmt sein wollen und die doch nichts dazu getan haben; die ernten wollen, wo sie nicht geackert und gesäet haben. An ihren Früchten aber sind sie leicht zu erkennen. Es mag wohl sein, daß ihnen hin und wieder ein hübsches Bildchen oder Gedichtlein gelingt. Es sind aber nur Zufallsprodukte. Ein kleiner Strahl macht noch keine Sonne, und die schönsten Lobgesänge von Vettern, Basen und guten

Freunden keinen Dichter. Feststehen muß einer auf dem Grunde, den er sich selbst gebaut hat, tief müssen sich seine Wurzeln hinabsenken in die fruchtbare Erde und dann mag er zu singen anfangen aus der Fülle seines Wesens heraus. Und wie dünn auch die Stimme klingen mag, einen eigenen Ton wird man doch heraushören, etwas wird doch in seinem Lied erklingen, das keiner ihm wegzuleugnen vermag: das Wahre, Gefühlte, innerlich Durchgearbeitete und Erlebte.

Hand in Hand mit der Aneignung dieses Fonds geht dann die Erlernung des Technischen. Jede Kunstgattung hat ihre bestimmten Ausdrucksformen, ihre unverrückbaren Gesetze, die nur der mißachten wird, der sie nicht kennt oder nicht meistert. So wird das Drama erst zum Drama durch das Einhalten bestimmter Regeln, die die dramatische Kunst von der epischen und der lyrischen scheiden. Freilich wird der geborne Künstler diese Regeln nicht in sich hineinhandwerkern. Sie sind einen integrierenden Bestandteil seines Talents. Aber entwickeln muß er sie, kennen muß er die Grenzen, innerhalb deren er seinen Geist frei schwärmen lassen darf. Und als ein ewig warnendes Beispiel stehen jene zerfahrenen und formlosen Leute vor ihm, die von Christian Günther hinweg über Grabbe und die Kraftgenies der Sturm- und Drangperiode bis auf Wilh. Waiblinger u. a. die Welt durch ihr genialisches Getue ergötzt und erschreckt haben. „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister!“ Man vergesse das nicht. Aber gerade auch hier hat dieses Goethe-Wort einen doppelten Sinn. Warnt es auf der einen Seite vor der Unterschätzung, so soll es auf der andern vor der Überschätzung behüten. Gibt es doch in unserer Zeit Leute genug, die die Technik über den Inhalt, die Schale über den Kern stellen, die behaupten, in der äußern Form liege das ganze Geheimnis der Kunst. Ich erinnere an die Wortspielereien eines Stefan George, an die technischen Mätzchen eines Rich. Strauß in der „Salome“ und der „Elektra“, an die Farbakrobatik und den künstlerischen Seiltanz so vieler neuerer Maler. Diesem einseitigen Virtuositentum gegenüber muß immer wieder daran festgehalten werden, daß die Kunst nicht nur ein Auge und ein Ohr zu befriedigen hat, sondern vor allem eine Seele, daß die Vollendung der äußern Form, auf sich selbst gestellt, Künstelei ist, nicht Kunst, solange uns nicht daraus der Atemzug einer lebendigen Seele anweht, solange ihr nicht eine bedeutende Persönlichkeit den Stempel ihres Wesens aufdrückt.

Verschiedene Gefahren hat das zu starke Betonen des Technischen im Gefolge. Bei Minderbegabten sinkt die Technik zur ganz gewöhnlichen Maché herunter, bei stärker Veranlagten führt sie leicht zur Erstarrung in einer gewissen Schablone. Gibt es doch Künstler genug, bei denen man das Gefühl hat, daß sie ihr erstes Werk immer wieder mit sich selbst multiplizieren. Ihre Gestalten, Ideen und Situationen bekommen wohl

andere Namen, wohl auch neuen Aufputz und Anstrich, aber im Kern sind sie dieselben, ist der Kunz von gestern, der Heinz von heute geworden, und wenn man eines ihrer Bücher kennt, so kennt man alle. Das liegt natürlich auch in einer gewissen Begrenztheit des Talenten begründet, und je enger sich diese Grenzen ziehen, um so früher hat sich einer, wie man sagt, „ausgegeben“. Wie oft erlebt man's nicht, daß einer uns in seinem ersten, vielleicht noch in seinem zweiten Werk als eine überragende Begabung erscheint, und dann geht es plötzlich, oder auch langsam aber sicher bergab, als hätte irgend eine geheimnisvolle Macht den spinnedünnen Faden in ihrer Natur zerrissen, der ihre Begabung an das Dauernde knüpfte. Beispiele ließen sich genug anführen, nicht nur aus älterer, sondern gerade auch aus unserer Zeit.

Eine große Gefahr, die namentlich jüngeren Talenten droht, ist die Zersplitterung ihrer Begabung. Jeder Sensation des Augenblicks laufen sie nach, jedem glatten Einfall wird ein schillerndes Mäntelchen umgehängt und mit Ewigkeitsgebärde dem verehrten Publika präsentiert, jedes an und für sich noch so unbedeutende Gefühlchen wird fein lackiert und herausgeputzt und mit stolzgeschwellter Brust und muskelstarkem Pathos in die Welt hinaustrumpet, ohne lange zu fragen, ob es für Kunst und Leben von Wichtigkeit sei, ohne zu prüfen, ob das, was man zu sagen hat, nicht schon früher hundertmal besser gesagt worden ist. Statt die tausend verworrenen Eindrücke des Daseins in sich hinabsinken zu lassen und in ruhigem Klärungsprozeß zu warten, bis das Wesentliche vom Unwesentlichen sich scheidet, Gefühle, Stimmungen und Gedanken sich verdichten und in langsamem, aber sicherem Blühen und Wachsen im Innern es sich aufbaut, eine schönheitschwangere Linie um die andere, ein Bild an das andere sich fügt und in lichter Klarheit vor der Seele steht, statt dessen müssen sie, was sie empfinden, gleich wieder hinausschreien. In Tausenden von Artikelchen, Verschen und Kolibriergüssen zersplittern und vergeuden sie so ihre Kraft. Die Besten und Tüchtigsten von ihnen mögen immerhin noch eine gewisse Tagesberühmtheit erringen. Durch die Leichtigkeit und Behendigkeit, mit der sie sich gewisse Dinge anzueignen vermögen, durch allerlei eingeflickte Bonmots und Witzchen, durch Einfälle und Reden, in denen sich der Menschheit Schnitzel nur zu sehr kräuselt, vermögen diese Windspiele des Geistes manchen zu blenden, der die Wirkungen bis ins Zeitlose und Dauernde nicht zu verfolgen vermag. Jenes machtichere Gefühl des Beruhens auf sich selbst, das vornehme Abwehren alles dessen, was nicht in ihnen selbst seinen tief und voll aus eigenem Erleben herausklingenden Ton findet, das kennen sie kaum. So taumeln sie haltlos von einem Extrem ins andere, und wer gestern noch ein überzeugter Naturalist war, der schwelgt heute schon, ein zweiter Pater eccstaticus, in neoromantischen

Gefühlen und läßt vielleicht morgen wieder als braver Epigone sein poetisches Wasserlein im Stile der römischen Elegien oder der „Jungfrau von Orleans“ sachte weiterplätschern. (Schluß folgt.)



Ein Erziehungsroman.*)

Von Dr. E. Guggenheim.



Ein Erziehungsroman und doch keine Schülertragödie? Was aber noch erstaunlicher ist: Diese Geschichte eines Gymnasialabiturienten ist überhaupt keine Tragödie. Der Held hat seine zeitgemäßen Nerven, er ist ein kleiner Geigenkünstler und denkt in einer schwachen Stunde sogar an künftigen Dichterruhm; trotzdem gibt es hier am Ende nicht den erlösenden Schuß aus einem Revolver, keinen Erhängten, keine Wasserleiche . . . all das gibt es nicht, obwohl Baptiste Biver ein Bengel ist und keine Mathematik versteht. Er ist auch nicht etwa ein Verhättschelter des Glücks: alle Not eines jungen Lebens kommt an ihn; aber mit eigener Kraft ringt er sich heraus aus der Misere seines Jugendelends. Seltsam — nicht wahr?

Denn die Zeitungen und die vielen Romane und Dramen über die Jugend von heute wollen einen davon überzeugen, daß ein früher Tod in solchen Fällen, die sich dazu noch meist auf dem schwülen Hintergrund problematischer Pubertätsnöte abspielen, so etwas wie eine psychologische Notwendigkeit sei, oder zum mindesten das einzig Interessante . . .

Aber es gibt noch anderes als die Schule im Leben eines jungen Menschen, und es gibt junge Menschen, die stark sind und kräftig, die den Stumpfsinn des Alltags überwinden: solche gibt es — sogar in der Literatur!

Man muß sich fast schämen, eine Alltagsweisheit wie diese auszusprechen: daß der Betätigungsdrang zu den hervorsteckendsten Charaktereigenschaften des jungen Menschen gehört; mit zerbrochenen Puppen und liebevoll zerstörtem Spielzeug beginnt es in der Kinderstube, und es geht herrlich weiter zu Karl May und Sherlock Holmes. Aber die Passivität unserer Zeit und der Ausdruck, den sie in der Schülertragödie immer wieder findet, macht die Banalität zur Notwendigkeit.

Wenn man jedoch zu diesen Problemen vernünftig Stellung nehmen will, muß man bedenken, daß das Meer von Druckerschwärze, das über

*) Zu Norbert Jacques: „Der Hafen“. S. Fischer, Bibliothek zeitgenössischer Romane. Bd. 5. Geb. Mk. 1. 25.